



Ich erinnere mich

Sonntagspodcast – Dritttletzter. Sonntag des Kirchenjahres, 12. November 2023

Willkommen beim Sonntagspodcast der Kirchengemeinde Ottensen: Zeit für den Sonntag. Zeit für unsere Texte aus der Bibel. Der Schriftsteller Florian Illies, er war im vergangenen Jahr bei uns in der Christianskirche zu Gast, sagt in diesen Tagen: "Jede Generation muss aufs Neue lernen, zu schwimmen. Aber jede Generation muss auch aufs Neue lernen, sich zu erinnern." In diesen Tagen gehen wir in uns. Wir erinnern uns an unsere Geschichte. Wir reden nicht von Schicksalstagen, wir reden von Buße. Von der eigenen Scham, vom Entsetzen, von dem Mitgefühl um Tausende Opfer im Herbst 2023. Und der Prophet Micha erinnert uns an den Frieden.

Schön, dass Ihr dabei seid – ich bin Pastor Matthias Lemme.

Micha 4, 1-5.7b

In den letzten Tagen werden die Völker sagen: Kommt, lasst uns hinauf gehen auf den Berg, hinauf zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir in seinen Pfaden wandeln.

Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sichel. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken.

Ein jedes Volk wandelt im Namen seines Gottes – wir wandeln im Namen des Herrn, unseres Gottes, immer und ewiglich!

Ich erinnere mich daran, wie wir am 9. November auf dem Jüdischen Friedhof stehen, gleich hinterm Wasserturm, in Halle, meiner Heimatstadt. Am späten Nachmittag, es ist dunkel und kalt, mein Vater mit ernstem Gesicht. Lieder, die mir fremd sind. „Ihr kommt mit, auf jeden Fall“, sagte mein Vater davor zu uns Kindern; Widerspruch zwecklos. Ich erinnere mich nicht an die Menschen dort auf dem Friedhof, nicht an ein einzelnes Gesicht. Ich erinnere mich nicht an Worte, aber es ist kein gestelztes Zeremoniell. Ich erinnere die Kälte; unsere Hände klammern sich an ein paar Gebete. Die Kerzen beleuchten das Schwarzweiß dieser Abende, Jahr für Jahr.

Ich erinnere mich daran, wie ich später die Schallplatten der Kölner Band BAP entdeckte. Und daran, dass ein Lied Kristallnacht heißt. Den Text verstehe ich kaum, Kölner Mundart, aber ich verstehe, dass dieses Lied zu dem Friedhof in Halle gehört, zu diesem Gefühl.

Ich erinnere mich an den 9. November 1989, da sind wir nicht auf dem Friedhof. Wahrscheinlich hat uns die atemberaubende Gegenwart zu fest im Griff. Kalt ist es, Kerzen hielten wir in den Händen, bei den schweigenden Zügen durch die Stadt. Ich erinnere mich, dass ich am 9. November 1989 Laub harken muss im Garten, und dass ich irgendwann aufhören darf, weil im Fernsehen die Bilder von der offenen Grenze gezeigt werden.

Ich erinnere mich an den 11. September 2001. Ich wohne in Jerusalem, in Ost-Jerusalem, und versuche Hebräisch zu lernen. Dann die Flugzeuge, New York, das Unvorstellbare. Und Bilder im Fernsehen, die zeigen, wie in Ost-Jerusalem Menschen auf den Dächern feiern und Fahnen schwenken. Wir gehen nach draußen, bei uns in Ost-Jerusalem, schauen über die Stadt, aber da ist niemand auf den Dächern. Wir lernen damals, wie Propaganda funktioniert.

Ich erinnere mich an den ersten Stolperstein, den ich gesehen habe, in der Großen Hamburger Straße in Berlin: Auf der Messingplatte der Name Leo Aronsbach.

Ich erinnere mich an den 9. Oktober vor vier Jahren, Jom Kippur. Genau dort, wo ich viele 9. November in meiner Kindheit und Jugend war, vor der Hallenser Synagoge, erschießt ein junger Rechtsextremist eine Frau und einen Mann. Er hält die Stadt in Atem, mich, uns, ich rufe Familie und Freunde an. An der hölzernen Tür zur Synagoge scheitert er. Die Polizei übermannt ihn. Später wird er verurteilt. Zweifacher Mord, 68-facher Mordversuch.

Ich erinnere mich an 7. Oktober. Vier Wochen ist es her. Ich sitze in der S-Bahn von Pinneberg nach Altona, lese die Nachrichten und kann es nicht fassen.

Erinnerungen sind meistens ungenau. Manchmal aber sind die glasklar. Sie führen uns in Widersprüchlichkeiten, auch in die eigenen. Aber diese Widersprüche, sagt Florian Illies in diesen Tagen, sind unsere Hoffnung. Weil sie uns nicht loslassen, weil sie uns verweben mit unserer Geschichte: „Wir müssen begreifen lernen, dass es die alten Unterströmungen sind, die alten Stromschnellen, die Altarme der Flüsse, auf denen wir auch heute schwimmen, in Deutschland genauso wie in der Ukraine und im Nahen Osten. Im Abendland so wie im Morgenland. Die Vergangenheit ist nicht vergangen.“

„Nie wieder!“, lautet der Kehrvers eines jeden 9. November.

In diesem Jahr heißt er: „Nie wieder ist jetzt.“

7. Oktober. Über 1400 Menschen werden innerhalb weniger Stunden von den Hamas-Terroristen grausam ermordet. Mittlerweile gibt es insgesamt mehr als 10.000 Tote, dazu 240 israelische Geiseln und die Bevölkerung Gazas, die die Hamas ja auch als Geisel genommen hat.

Und hier bei uns faucht ein Antisemitismus durch die Straßen, den ich nicht für möglich gehalten hätte.

Ich schäme mich. Ich trauere. Ich ringe nach Worten.

Vor der Hauptkirche St. Petri haben sie 200 Stühle aufgebaut. Für die zweihundert israelischen Geiseln, die die Hamas verschleppt hat. Zwischen den Stühlen Tische, mit leeren Gläsern und Brotkörben, ein Sabbatabend – bei dem 200 geliebte Menschen fehlen.

Auf jedem Stuhl ist ein Foto zu sehen, das Alter, ein paar Sätze zur Biografie. Wir sollen den Menschen auf den Bildern in die Augen sehen. Ich versuche es. Lese die Namen. Junge, Alte, Blonde, Braunhaarige.

Ich schaue in fremde Leben hinein. Gleichzeitig muss ich auch all die anderen denken, die tot sind. Gesichtslos und namenlos. Tausende. Opfer des Massakers. Opfer in Gaza. Darf ich daran denken, während der Landesrabbiner ein Gebet spricht?

Später lese ich von Farah A., geboren als Kind palästinensischer Eltern in Deutschland, einst Klassenbeste auf einem Privatgymnasium und Mitglied eines Kinderchores, heute in Berlin für eine Consulting-Firma tätig. Sie leidet unter der fürchterlichen Palästina-Bewegung auf den Straßen ihrer Stadt und hat eine arabisch-israelisch-muslimisch-jüdische Kundgebung am Gleisdreieck in Berlin organisiert. Es gebe kein fremdes Leid, habe ihr Vater sie gelehrt, alles Leid sei menschlich. Farah A. ist überzeugt davon: „Du kannst dich mit dem Leid der Juden und dem Leid der Palästinenser solidarisieren, das eine relativiert nicht das andere.“ In ihrer Heimat Deutschland fühlt sie sich gerade so fremd wie nie: „Diese Debatte bricht mich. Sie bricht uns alle.“

Ich lese das Statement der drei Geistlichen des Berliner House of One. „Mir bricht es das Herz, sagt Imam Kadir Sancı, „wenn ich die Bilder der palästinensischen Verletzten und Toten aus Gaza sehe, wenn ich an die israelischen Verschleppten, die Verletzten und Toten denke.“ Rabbiner Andreas Nachama sagt: „Wir trauern mit allen Opfern.“

Es ist der 9. November – und es hat sich was verschoben. Im Rückblick zu gedenken, reicht nicht mehr. Die Gegenwart hat sich davorgeschoben. Nie wieder ist jetzt. Wie übernehmen wir Verantwortung für die Gegenwart?

Der Prophet Micha ruft uns sein Evangelium entgegen. Kurz nach dem 7. Oktober. Nach dem 9. November. „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sichel. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken.“

Kann man im Krieg vom Frieden reden?

Unbedingt. Weil wir es Jahre lang zu wenig getan haben. Weil uns die Phantasie, die Einsicht oder schlicht das Beharrungsvermögen gefehlt hat.

Die Hoffnung aber, die man sieht, ist keine Hoffnung; schreibt Paulus. Denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht?

Unsere biblischen Texte, unser jüdisch-christlicher Erzählfaden, ruft uns zur Hoffnung – gerade dann, wenn nichts von ihr zu sehen ist.

Florian Illies sagt in diesen Tagen: Jede Gegenwart ist nur eine Ruine der Zukunft. Und jede Vergangenheit nur eine Stellprobe für die Gegenwart.

Da heißt: Da ist immer auch Platz für anderes: für neue Einsichten, auch für Frieden, weil es keine Alternative gibt – und für Buße.

Wir haben zu viel vergessen, Gott.

Wir haben unsere Erinnerungen an vielen Tagen einfach weggeräumt.

Sind in den Fluss des Vergessens gefallen. In die Lethargie.

Wir sind zu selten aufgestanden.

Haben die Augen zugekniffen.

Sind zu selten auf die Straße gegangen.
Haben Antisemitismus für überwunden gehalten.
Wir haben es uns zu gemütlich gemacht.

Wir wollen wieder lernen, uns zu erinnern.
Aufstehen.
Den Widersprüchen nachgehen. Den Verstrickungen.
Heute, jetzt.
Wir wollen Frieden suchen.

Rabbiner Andreas Nachama vom House of One in Berlin sagt: „Ein Blick in die jüngere europäische Geschichte zeigt, wie es lang verfeindeten Völkern – zum Beispiel Deutschland und Frankreich – trotz unvorstellbaren Hasses und zahlloser Toter auf beiden Seiten gelingen kann, sich wieder zusammenzuschließen.“

Und der Palästinenser Aref Hajjaj, 80 Jahre alt, der drei Jahrzehnte lang deutsche Kanzler und Minister in die muslimische Welt begleitete, hat einen Traum, auch wenn er weiß, dass dieser reichlich kühn klingt:

„Ich glaube an einen gemeinsamen Staat mit Israelis und Palästinensern: Der Staat Abraham, eine liberale Demokratie, föderal organisiert in Kantonen. Ein Nebeneinander ohne Nationalismus, mit kulturellen und sprachlichen Eigenheiten, wie in der Schweiz eben. Es muss ja keine Liebe sein.“

Da klingt er wie Micha, der Prophet, der Verbündete aus alter Zeit: Ein jeder wird unter seinem Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken.

Da klingt er wie Paulus, viele Jahre danach, viele Jahre zuvor: Wir müssen auf das hoffen, was wir nicht sehen – noch nicht.

Ich erinnere mich.
Ich erinnere mich daran.

AMEN

Bleibt behütet – Gott segne eure Worte und Gebete.
Gott segne euch und bewahre euch an Körper, Geist und Seele.
Auf dass es gut werde. Amen